

Zu Tränen gerührt

Aus der Geisendörfer-Jury „Kinderfernsehen“ / Von Tilmann Gangloff

epd Gar nicht schlecht, die Quote: Von 25 Einreichungen für den Kinderfernsehpreis des Robert Geisendörfer Preises wurde fast jede zweite positiv diskutiert – das sah schon mal anders aus. Häufig legten die Einreichungen die Vermutung nahe, dass sich beim Sender offenbar niemand die Mühe gemacht hat, die Statuten zu lesen. Anders als in früheren Jahren war die Zahl jener Produktionen, in denen die Kinder bloß Objekt, aber nicht Subjekt sind, gering.

Das wohl interessanteste Stück des Wettbewerbs, über das heftig diskutiert wurde, war „Veronika Raila“ (MDR), das nur fünf Minuten kurze Porträt einer jungen Autistin. Der Film von Mark Michel (Buch, Regie, Produktion) fasziniert vor allem wegen seiner Sandzeichnungen, die metaphorisch illustrieren, wie die 18-Jährige ihr Schicksal beschreibt: Sie kann sich nur mit Hilfe von gestützter Kommunikation mitteilen. Ihre Bewegungen sind spastisch, sprechen kann sie nicht. Als Kind wurde ihr jegliche Intelligenz abgesprochen, heute studiert sie sogar.

Anders begabt

Der aus dem Off vorgetragene Text ist allerdings derart anspruchsvoll, dass man ihm selbst als Erwachsener nur hoch konzentriert folgen kann. Kinder wären schon aufgrund der vielen Fremdwörter überfordert. Beim Festival Goldener Spatz war der Film trotzdem im Wettbewerb. Der Innovationspreis, den er dort für die ungewöhnliche Optik erhielt, stammte allerdings nicht von der Kinderjury, sondern von der Fachjury. Auch junge Zuschauer sind von dem Widerspruch fasziniert, dass ein derart behinderter Mensch „anders begabt“ sein kann. Dass sie nicht alles verstehen, was erzählt wird, scheint kein Problem zu sein, weil sie dank der Visualisierung durch die auf eine Glasscheibe in den Sand gemalten Gemälde die Gefühlsebene nachvollziehen können. Trotzdem fallen Text und Bild zu oft auseinander und letztlich wurde auch bezweifelt, dass es sich bei „Veronika Raila“ tatsächlich um Kinderfernsehen handelt.

Keine Zweifel gab es an einem Porträt aus der immer wieder sehenswerten ZDF-Reihe „Stark! Aleyna – Little Miss Neukölln“. Der Film wurde in der Schlussrunde nicht mehr kontrovers diskutiert, einige Jurymitglieder gestanden, sie seien zu Tränen gerührt gewesen. Das hängt einerseits mit der Protagonistin zusammen, einem rundlichen türkischstämmigen Mädchen von elf Jahren, andererseits aber auch mit der Atmosphäre offenbar

tiefen Vertrauens, das Stefan Höh und Stepan Altrichter (Buch und Regie) hergestellt haben.

Kreativität und Fantasie

epd Mit dem Kinderfernsehpreis des Robert Geisendörfer Preises werden Sendungen ausgezeichnet, die laut Statut einen Beitrag zur Überwindung von Gewalt leisten und die Kreativität und Fantasie von Kindern fördern. Preisträger sind in diesem Jahr Stefan Höh und Stepan Altrichter (Buch und Regie) für ihren Film „Aleyna – Little Miss Neukölln“ aus der ZDF-Reihe „Stark!“ sowie das Autorenteam Thomas Brinx und Anja Kömmerling für ihr im Auftrag des Hessischen Rundfunks entstandenes Drehbuch zu dem Film „Eigentor“ aus der KiKA-Reihe „krimi.de“ (vgl. Dokumentation in dieser Ausgabe). Beide Preise sind mit jeweils 5.000 Euro dotiert. Stifter ist die „Wolfgang und Gerda Mann Stiftung – Medien für Kinder“. Unser Autor Tilmann Gangloff ist ständiges Mitglied der Jury Kinderprogramme.

Offen und ohne Scheu erzählt Aleyna nicht nur von ihrem Traum, Bollywood-Tänzerin zu werden, sondern auch von den Hänseleien, die sie wegen ihrer „Dicklichkeit“ in der Schule erdulden muss. Wie alle Porträts der Reihe, so endet auch diese Hommage an „Little Miss Neukölln“ positiv: Am Ende wird Aleyna für einen Tanzvortrag bei einem Kulturfest gefeiert.

Gelobt wurde vor allem, dass der Film auf angenehm beiläufige Weise dazu beiträgt, Vorurteile abzubauen. Das gilt zwar auch für „Veronika Raila“, doch dort blieb ein gewisses Misstrauen, weil sich die junge Frau nicht selbst mitteilt, sondern nur über einen Vermittler. In den unkommentierten Filmen der Reihe „Stark!“ dagegen erzählen die Kinder ihre Geschichten selbst. Also plaudert Aleyna fröhlich drauf los und erobert die Herzen der Zuschauer im Sturm. Die Kamera (Anja Läufer) wahrt dabei eine gewisse Distanz. Filme wie dieser können enorm Mut machen.

Die Qualität des Porträts offenbarte sich noch mehr beim Vergleich mit einem zweiten Beitrag aus der Reihe: „Ismail – Ich will bleiben“. Der Titelheld ist ein 13-jähriger Sohn libanesischer Flüchtlinge. Der Junge ist in Berlin aufgewachsen, doch ihm droht gemeinsam mit der Familie die Abschiebung. Da die in „Stark!“

erzählten Geschichten stets einer Binnendramaturgie gehorchen und positiv enden, konzentriert sich Manuel Fenn (Buch, Regie, Kamera) auf einen Teilaspekt: Ismail ist anscheinend beseelt von dem Wunsch, auf einem brandenburgischen See Schlittschuh zu laufen. Da er Berlin nicht ohne Genehmigung verlassen darf, muss er bei der Ausländerbehörde einen entsprechenden Antrag stellen.

Ismail ist ein guter Erzähler, der seine Situation eindrucksvoll reflektiert schildert, doch ausgerechnet die Szenen mit dem Ausflug wirken etwas konstruiert. Einschneidende Ereignisse wie ein sehr willkürlich erscheinender nächtlicher Polizeieinsatz bleiben Randererscheinungen, mit denen junge Zuschauer mangels entsprechender Hintergrundinformationen nicht viel anfangen können.

Fremde Welten

Sehr kontrovers wurden auch zwei Filme aus der in dieser Jury kritisch betrachteten KiKA-Reihe „Fortsetzung folgt“ diskutiert. Der vom MDR eingereichte Beitrag „Valerias Reise über die Anden“ (Buch und Regie: Chiara Sambuchi) stellt ein elfjähriges Mädchen aus Peru vor, das davon träumt, eine Höhere Schule zu besuchen. Gerade wegen der ungewöhnlichen Lebensumstände könnten sich Kinder durchaus für Valeria interessieren. Der konventionell gemachte Film ist anrührend und zieht einen in diese fremde Welt hinein, doch es fehlt ihm eine gewisse Emotionalität. Valeria ist ein eher verschlossenes Mädchen, sie sagt nicht viel. Die Autorin hätte also alternative Wege finden müssen, um an sie heranzukommen. Das soziale Leben bleibt weitgehend ausgeklammert, obwohl Valeria betont, wie wichtig ihr ihre Freundinnen seien. Außerdem stellt der Kommentar diverse Behauptungen auf, die bildlich nicht belegt werden; was das Mädchen wirklich denkt, erfährt man nicht.

Filme dieser Art leiden oftmals unter einer Bürde, von der sich auch der zweite Beitrag aus der Reihe, „Fortsetzung folgt: Wieder zurück – Maxis Weg nach Hause“ (Buch und Regie: Marco Giacobuzzi, HR), nicht freimachen kann: Die Handlung muss immer Anfang und Schluss haben. Daher ist von Anfang an klar: Valeria wird am Ende aufs Gymnasium gehen; und Maxi, ein Junge aus prekären Verhältnissen, wird nach zwei Jahren im Heim zu seiner Mutter heimkehren, was der Titel auch vorwegnimmt.

Geschichten aus solch einem Umfeld sind schwierig zu erzählen, weil die Protagonisten Sympathie wecken müssen, sonst nimmt man allenfalls auf einer abstrakten Ebene Anteil an ihrem Schicksal. Selbstredend ist es wichtig, dem Mittelschichtpublikum des KiKA zu

zeigen, dass es auch andere Lebensumstände gibt, die Jury hatte allerdings den Eindruck, dass der offenbar verhaltensgestörte Maxi dafür nicht geeignet war. Als Erwachsener stellt man sich die bange Frage, wie wohl das weitere Schicksal des bedauernswerten Jungen aussehen mag, denn der Film lässt völlig offen, warum Maxi seiner Mutter weggenommen wurde. Er selbst erzählt, dass er sich einst mit seinem Bruder geprügelt habe, aber der ist ein Kleinkind, muss zwei Jahre zuvor also noch ein Baby gewesen sein. Maxi wirkt zutiefst verletzt, doch da man nicht erfährt, was vorgefallen ist, weiß man nicht, ob sich die Dinge daheim zum Guten geändert haben. Das positive Ende bleibt daher bloße Behauptung und weckt durch die Bildgestaltung eher Trauer als Zuversicht.

Schwierige Themen

„Schade um das Thema“, lautete auch das Verdikt zu einem Film aus dem WDR-Nachrichtenmagazin „neuneinhalb“: In „Niklas verliert sein Zuhause“ (Buch und Regie: Svenja Mettlach) führt ein Junge durch ein Geisterdorf nahe der holländischen Grenze. Sämtliche Bewohner sind umgesiedelt worden, der Ort muss dem Braunkohletagebau weichen. Bei aller Wertschätzung des Stoffes hatte die Jury das Gefühl, dass Reporter Johannes Büchs keinen rechten Zugang zum eher maulfaulen Niklas gefunden hat, weshalb er mehrfach Suggestivfragen stellen muss.

Positiver wurde eine zweite WDR-Einreichung diskutiert: das beim Grimme Preis mit dem Sonderpreis Kultur des Landes Nordrhein-Westfalen ausgezeichnete Pubertätsmagazin „Du bist kein Werwolf“. In der Geisendörfer-Jury blieb das von Ralph Caspers und Christine Henning wunderbar unverkrampft moderierte Magazin jedoch auf der Strecke, weil die eingereichte Folge qualitativ zu uneinheitlich war. Die informierenden Beiträge waren herausragend, aber die Spielszenen wirkten weder gut gespielt noch überzeugend inszeniert. Trotzdem fand es die Jury mehr als respektabel, dass sich der WDR an das schwierigen Thema herangewagt hat, zumal das deutsche Fernsehen in dieser Hinsicht seit geraumer Zeit nichts mehr zu bieten hatte (zuletzt „Dr. Mag Love“, ZDF, 1996/97).

Nicht minder heikel als die Sexualität ist im Kinderfernsehen der Umgang mit dem Tod. Ausgerechnet ein Beitrag aus der „Sesamstraße“ beweist, wie man sich dieses Themas fröhlich und trotzdem angemessen annehmen kann: Der Opa von Finchen ist gestorben und beerdigt worden. Schaf und Pferd sind zwar betroffen, weil die Schnecke traurig ist, haben aber eigentlich keine Ahnung, was das überhaupt heißt, und wollen den Opa wieder ausgraben. Autor Thomas Möller findet im Rahmen des Formats und der üblichen „Sesamstraßen“-

Tonalität genau die richtigen Worte, um Vorschulkindern etwas über den Tod zu erzählen. Der seelsorgerische Ansatz, die Begleitung des trauernden Finchens, ist ausgezeichnet getroffen. Die theologische Ebene bleibt dagegen völlig ausgespart. Der Film wäre ein bereicherndes Element etwa für einen Kindergottesdienst zum Thema Tod.

Nicht kindgerecht

Auf größere Vorbehalte stieß „Brundibár – Singen und tanzen grenzenlos“ (RBB). Frank Overhof (Buch und Regie) dokumentiert ein Projekt des Brandenburgischen Staatsorchesters, das gemeinsam mit Kindern aus Deutschland und Polen die Oper „Brundibár“ einstudierte. Das 1941 uraufgeführte Werk ist berühmt geworden, weil es mehr als 50-mal im Konzentrationslager Theresienstadt gespielt wurde. Das Projekt ist aller Ehren wert, aber der Film wird ihm nicht gerecht. Außerdem kann sich Overhof nicht entscheiden, welche der drei möglichen Ebenen zum tragenden Thema werden soll: die beteiligten Kinder, das Stück selbst oder der historische Hintergrund. Die Jury vermisste einen echten Spannungsbogen, empfand den Kommentar als allzu bemüht und hatte nicht den Eindruck, dass der Dokumentarfilm wirklich kindgerecht ist.

Während auf nichtfiktionaler Seite der Preisträger mit „Aleya“ sehr rasch feststand, war die Entscheidungsfindung bei den szenischen Stoffen deutlich schwieriger. Die Jury hat bei der Preisvergabe zwar alle Freiheiten und kann natürlich auch zwei Dokumentationen auszeichnen, aber das hätte ein schiefes Licht auf das Kontingent geworfen, denn auch unter den fiktionalen Stoffen fanden sich aussichtsreiche Kandidaten, selbst wenn die eingereichten Serienfolgen („Tiere bis unters Dach“, SWR; „Der Fluch des Falken“, BR; „Schloss Einstein“, MDR; „Der kleine Ritter Trenk“, ZDF) bei der Preisfindung keine Rolle spielten. Die Filme aus der Märchenreihe „Sechs auf einen Streich“, seit 2009 fester Bestandteil des Weihnachtsprogramms der ARD, gehören dagegen Jahr für Jahr zu den Favoriten; mit „König Drosselbart“ (2010) und „Die kluge Bauerntochter“ (2011) wurden bereits zwei Märchenfilme ausgezeichnet.

Das „Bauerntochter“-Duo Gabriele Kreis (Buch) und Wolfgang Eibler (Regie) hat auch das Drehbuch zu „Die zertanzten Schuhe“ (MDR) geschrieben. Optisch ist es sicherlich das anspruchsvollste der Märchen des vergangenen Jahrs und auch auf der Romantikskala steht die Geschichte vom gewitzten Puppenspieler (Carlo Ljubek), der das Geheimnis der zwölf Königstöchter aufdeckt und sich in die älteste Prinzessin (Inez Björg David) verliebt, ganz oben. Die Jury attestierte dem Film große darstellerische Qualität und freute sich über den Wortwitz, sah jedoch dramaturgische Schwächen

und bezweifelte, dass Kinder den Ausflügen in die Zwischenwelt, in der sich die jungen Damen Nacht für Nacht Löcher in ihre Ballerinas tanzen, wirklich folgen können.

Nörgelndes Fellbündel

Noch strenger fiel das Urteil über „Aschenputtel“ (WDR) aus, immerhin von Uwe Janson inszeniert (Buch: David Ungureit). Das Spiel von Titeldarstellerin Aylin Tezel (bekannt durch „Almanya“ und den Dortmunder „Tatort“) wurde zwar als äußerst erfrischend empfunden, aber der Entwurf der Hauptfigur stieß auf Kritik: Aschenputtel ist keineswegs das verhuschte Mädchen aus dem Märchen, sondern von Anfang an eine derart selbstbewusste, emanzipierte junge Frau, dass man sich fragt, warum sie sich von Stiefmutter und -schwester auf der Nase rumtanzen lässt. Gerade die Entwicklung des Mädchens macht aber den großen Reiz der Geschichte aus.

Am ehesten kam „Sterntaler“ (SWR) als Preisträger infrage. Buch (Rochus Hahn) und Regie (Maria von Heland) vermeiden bei der Adaption des Märchens jeden Zuckerguss und das, obwohl die Heldin von selbstloser Güte ist. Außerdem steht hier tatsächlich ein Kind im Zentrum der Handlung und dass ein Märchen endlich mal nicht sonnendurchflutet ist, wurde als angenehme Abwechslung empfunden. Dass es letztlich nicht zum Preis reichte, lag nicht allein daran, dass die Jury nicht schon wieder ein Märchen auszeichnen und damit ein falsches Signal aussenden wollte. Bei aller Sympathie für den Film gab es ein veritables Ausschlussmerkmal: Eine der ersten wohlätigen Aktionen der jungen Mina ist die Befreiung eines kleinen sprechenden Hundes, aber der Vierbeiner entpuppt sich nicht als witziger Gegenspieler, sondern als ständig nörgelndes, zitterndes Fellbündel, das Erwachsenen alsbald auf die Nerven geht.

Probleme hatte die Jury auch mit „Nils Holgerssons wunderbare Reise“ (NDR), und das nicht nur, weil die Adaption fast vier Stunden lang und mitunter etwas zäh ist. Die Aufnahmen mit den echten Tieren sind beeindruckend, aber die Szenen mit den elektronisch animierten Puppen („Animatronics“) wirken doch sehr hölzern. Größtes Problem des von vier Autoren geschriebenen Drehbuchs ist jedoch die Hauptfigur. Bei Selma Lagerlöf ist Nils zu Beginn ein durch und durch böses Kind, für das man beim besten Willen keine Sympathie hegt. Zu einer derart negativen Hauptfigur aber konnten sich die Verantwortlichen offenbar nicht durchringen. Im Film ist Nils zwar ein Nichtsnutz, doch spätestens die Zuneigung der braven Apothekertochter deutet an, dass er im Grunde kein schlechter Kerl ist. Und was an Geld für die Stimmen der Tiere (unter anderem Katja Riemann, Bastian Pastewka und Ben Becker) investiert wurde,

musste anscheinend anderswo wieder gespart werden: Die Synchronisierung der schwedischen Darsteller ist wie so oft bei Fernsehproduktionen nicht durchweg gelungen.

Verrat an der Figur

Wenig Fürsprache gab es auch für „Lippels Traum“, was aber weniger mit der Produktion selbst zu tun hatte: Der Film ist bereits 2009 mit Erfolg im Kino gelaufen und im selben Jahr mehrfach ausgezeichnet worden. Die Jury will dies zwar nicht als grundsätzliches Ausschlusskriterium verstanden wissen, zumal die Grenzen zwischen Kino und Fernsehen mehr und mehr verwischen und der Bayerische Rundfunk mit seiner Kinderspielfilmredaktion nicht bloß als Geldgeber, sondern auch redaktionell beteiligt war. Doch die Kinderfernsehredaktionen hätten eine Auszeichnung zu Recht als Ohrfeige empfunden. Außerdem klagt die Kinderfilmbranche schon geraume Zeit darüber, dass kaum noch originäre Stoffe entwickelt, sondern überwiegend populäre Vorlagen („Hanni und Nanni“) adaptiert werden.

Zu den nur knapp gescheiterten Produktionen zählte wie im Vorjahr ein Kurzfilm von Studio Soi. Doch während die Jury damals für den „Grüffelo“ am liebsten einen dritten Preis vergeben hätte, scheiterte „Das Bild der Prinzessin“ (ZDF) an einem entscheidenden dramaturgischen Detail. Autor Marcus Saueremann erzählt die Geschichte einer kleinen Prinzessin, die von allen für ein nichtssagendes Kunstwerk gelobt wird. Einzig der Gärtner scheint standhaft und entlarvt das Bild als Kleckerei. In der letzten Einstellung entpuppt sich der vermeintliche Rebell allerdings als blind; eine Pointe, die nach Ansicht der Jury einem Verrat an der Figur gleichkommt.

Und so musste die Entscheidung letztlich zwischen zwei Filmen aus der KiKA-Reihe „krimi.de“ fallen. Beide Drehbücher stammten vom schon für „König Drosselbart“ mit einem Geisendörfer-Preis ausgezeichneten Autorenteam Thomas Brinx und Anja Kömmerling. Dass letztlich die Episode „Eigentor“ (HR) und nicht „Schuldig“ (KiKA) gewann, hatte zwei Gründe: „Eigentor“ wurde als kindgerechter empfunden; „Schuldig“ ist nicht zuletzt dank der enormen Intensität fast schon ein Film fürs Abendprogramm, zumal die jugendlichen Hauptdarsteller, die ihr „krimi.de“-Debüt bereits 2007 feiern konnten, mittlerweile ziemlich erwachsen wirken. Entscheidender aber war die Tatsache, dass es in der prämierten Produktion die Kinder sind, die die Lösung herbeiführen, in „Schuldig“ muss die Hauptfigur von der Polizei gerettet werden. Handwerklich und inhaltlich jedoch wäre auch dieser Film ein würdiger Preisträger gewesen.

„Schuldig“ erzählt sehr glaubwürdig von den seelischen Nöten des jungen Lukas (Stefan Tetzlaff), der sich im Gegensatz zu seinem Freund Conny (Constantin von der Decken) raushalten will, als zwei Jugendliche in der Straßenbahn erst ein Mädchen und dann einen Erwachsenen anpöbeln. Sein Freund bezahlt die Zivilcourage mit schweren Verletzungen. Probleme hatte die Jury zum einen mit dem großen Titelbegriff Schuld. Im Gegensatz zu Conny verspürt Lukas zwar nicht den spontanen Impuls, dem Mann zu Hilfe zu eilen, doch er will den Freund eigentlich nicht im Stich lassen. Außerdem gibt es für das Dilemma keine richtige Lösung: Connys vorbildliches Eingreifen führt dazu, dass der Mann mit dem Schrecken davonkommt, aber dafür landet der junge Helfer im Krankenhaus und muss befürchten, ein Auge zu verlieren.

„Eigentor“ wirkt im Vergleich dazu eher wie ein Kinderfilm. Die Umsetzung ist zwar weniger dramatisch und fesselnd, auch die Führung der jungen Darsteller ist nicht immer optimal. Dafür gelingt es Kömmerling und Brinx um so glaubwürdiger, die in Feindseligkeit ausartende typische Rivalität zwischen zwei lokalen Fußballclubs aus Kindersicht zu erzählen. Anfangs werfen sich die Beteiligten bloß Beleidigungen an den Kopf, dann kommt es zu Handgreiflichkeiten und schließlich zu einer unüberlegten Racheaktion. Dabei wird der im Grunde eher um Zurückhaltung bemühte Torwart Till (Gabor Schreindorfer) auf frischer Tat ertappt und erpresst: Im entscheidenden Spiel soll er dafür sorgen, dass sein Team verliert. Er steckt in einem Dilemma: Wenn der Überfall auf das gegnerische Vereinsheim rauskommt, kann er seine Karriere als Nachfolger von Oliver Kahn vergessen, denn sein Vater (Peter Lerchbauer) wartet nur auf einen Vorwand, um ihm den Fußball zu verbieten. Aber natürlich will Till auch nicht schuld sein, dass sein Team die sicher geglaubte Meisterschaft verliert. Für den dramaturgischen Höhepunkt sorgt daher die Solidarität der Mannschaft, als Till schließlich die Erpressung gesteht: Wenn der Gegner gar nicht erst zu Chancen kommt, kann er auch kein Tor erzielen. Doch dann gibt es kurz vor Schluss Elfmeter.

„Eigentor“ erzählt also keinen klassischen Krimi mit Tätern und Opfern, denn abgesehen von einem klischeehaft ausgefallenen jugendlichen Grobian verzichtet das Drehbuch auf schlichte Schwarz-Weiß-Zeichnungen. Selbst die positiv besetzten Hauptfiguren sind nicht ohne Fehl und Tadel, was sehr zur Realitätsnähe des Films beiträgt. Überzeugend ist auch die Lösung für ein typisches Problem vieler Krimis dieser Art, die ja einen glaubwürdigen Bezug zwischen den Kindern und der Polizei herstellen müssen. In diesem Fall ist der Bruder eines Jungen Streifenpolizist. Doch die humorvoll erzählte Geschichte hätte auch ohne Polizei funktioniert, das macht sie umso glaubwürdiger. ■